

2

SOS kompakt

PRAXISWISSEN

zur Handlungsbefähigung



Sich
zugehörig
fühlen



SOS
KINDERDORF

Sozialpädagogisches
Institut



VORWORT

LIEBE FACHKRÄFTE UND INTERESSIERTE,

gibt es einen Ort, an dem Sie wirklich zu Hause sind? Einen Ort, wo Sie hingehören, sich geborgen und heimisch fühlen? Die meisten Menschen werden auf diese Frage antworten, dass ihr Zuhause dort ist, wo sie ihren Lebensmittelpunkt haben, wo Menschen sind, die ihnen nahestehen. Kinder und Jugendliche, die in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe groß werden, tun sich schwerer mit solchen Aussagen. Während für gleichaltrige junge Menschen in der Regel die leibliche Familie der zentrale Bezugspunkt ist, wachsen sie meist ohne ihre Eltern oder andere nahe Verwandte auf und müssen sich auf eine Heimeinrichtung als neuen Lebensort einlassen. Das ist oft ein ambivalenter, herausfordernder Prozess.

In der vorliegenden Ausgabe nehmen wir genauer in den Blick, wie fremduntergebrachte Kinder und Jugendliche Zugehörigkeit entwickeln, und stellen Ihnen vor, was wir im Rahmen der SOS-Längsschnittstudie dazu herausgefunden haben. Dabei geht es unter anderem um folgende Fragen:

- Was macht das Gefühl von Zugehörigkeit genau aus und wie zeigt es sich im Verhalten und in den Äußerungen der jungen Menschen?
- Welche Zugehörigkeitsmuster kann man bei den Kindern und Jugendlichen erkennen?
- Welche Rolle spielen die Beziehungen, die die Betreuten zu Erwachsenen und Gleichaltrigen in der Einrichtung aufbauen?
- Wie wirkt sich die Zugehörigkeit auf die Handlungsbefähigung aus?
- Und wie können wir im pädagogischen Alltag die Entwicklung von Zugehörigkeit ermöglichen und unterstützen?

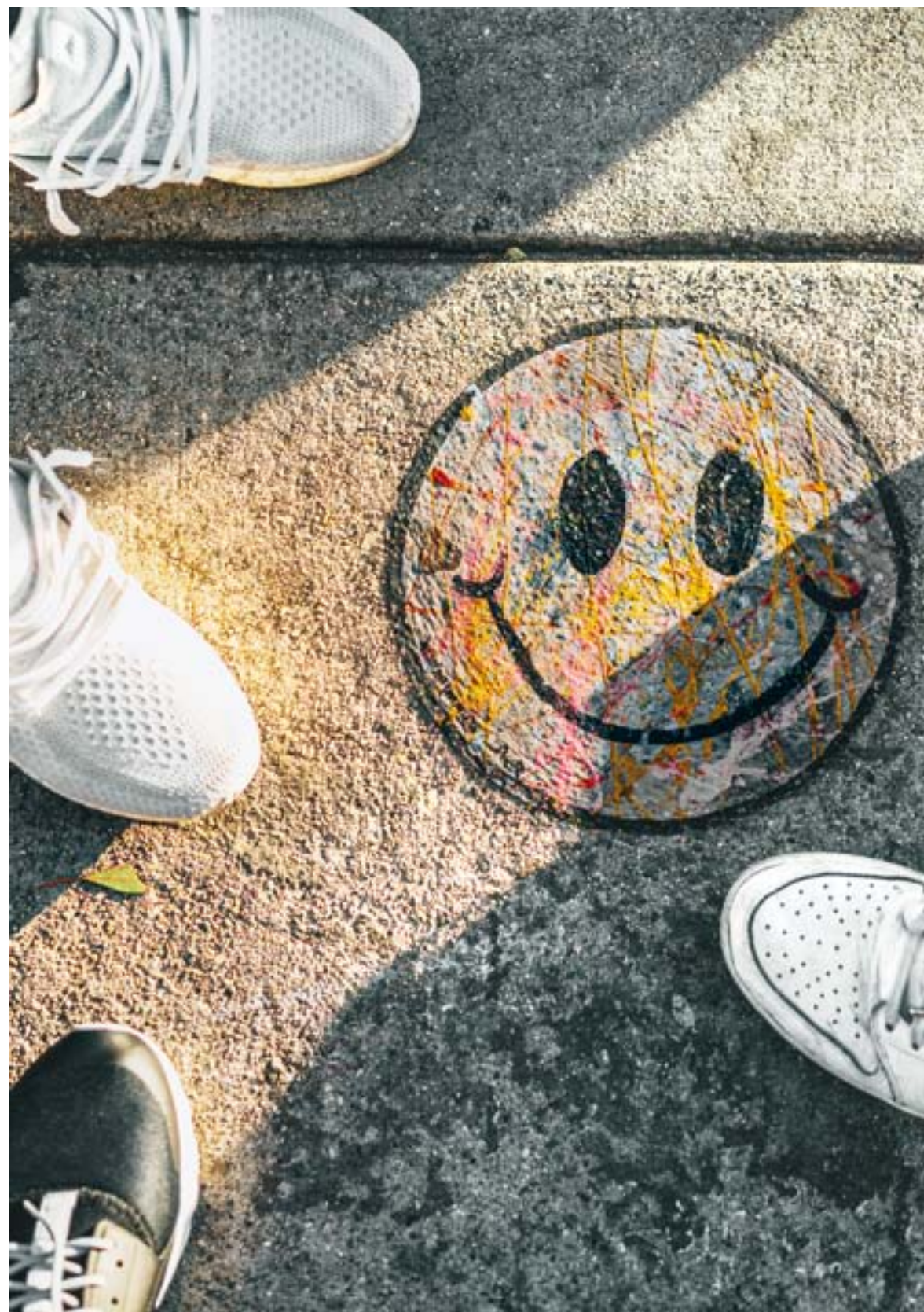
Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr SPI-Team

Die vorliegende Broschüre basiert auf Auswertungen und Texten aus der „SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit“. Zum Thema Zugehörigkeit und Gemeinschaftserleben hat vor allem unser Kooperationspartner, das Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP), wesentliche Inhalte erarbeitet. Eine Auswahl an Veröffentlichungen hierzu findet sich im Literaturverzeichnis am Ende dieser Ausgabe.

INHALT

VERTRAUT AN EINEM NEUEN LEBENSORT	6
ZUGEHÖRIGKEIT ENTWICKELN	8
Im Zwiespalt – Kinderdorf versus Herkunftsfamilie	12
Zugehörigkeitsmuster	16
ZUGEHÖRIGKEIT UND BEZIEHUNG	20
ZUGEHÖRIGKEIT UND HANDLUNGSBEFÄHIGUNG	22
ZUGEHÖRIGKEIT ERMÖGLICHEN	26
Beziehungen anbieten	28
Gemeinschaft leben	30
„Hilfen danach“ gestalten	34
Mit der Herkunftsfamilie zusammenarbeiten	38
ANMERKUNG	44
MATERIAL UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR	45



VERTRAUT AN EINEM NEUEN LEBENSORT

Seit jeher leben Menschen nicht für sich allein, sondern suchen die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Jeder braucht einen Ort, wo er hingehört, wo er sich zu Hause fühlt, wo er Geborgenheit, Rückhalt und Bestätigung erfährt. Das **Bedürfnis nach Zugehörigkeit** ist ein menschliches Grundbedürfnis.

Kinder und Jugendliche, die in einer Heimeinrichtung aufwachsen, haben ihr Zuhause schon einmal verlassen müssen. Diese einschneidende, meist schmerzhafteste Erfahrung wirkt mitunter lange Zeit nach. In den folgenden Interviewausschnitten erzählen der 17-jährige Micki und der 14-jährige Kevin im Rückblick, wie sie die **Herausnahme aus ihrer leiblichen Familie** erlebt haben (alle Namen in dieser Ausgabe geändert):

Ausschnitt aus einem Interview mit Micki, 17 Jahre

I: Kannst du dich noch erinnern, als du ins Kinderdorf kamst? Wie war das?

M: Das war sehr schlimm. Einer der schlimmsten Tage meines Lebens. Ich hatte ja viele schlimmste Tage in meinem Leben. Aber das war sehr schlimm! Irgendwie hatten meine Mutter und mein Vater alles schon gepackt, und ich wusste gar nicht, wofür. Und ich kann mich noch genau erinnern: Dann kam so ein glatzköpfiger

Mann vom Jugendamt mit seinem Auto und fuhr uns [Geschwister] weg.

Ausschnitt aus einem Interview mit Kevin, 14 Jahre

I: Und dann haben die [Mitarbeiter der Polizei und des Jugendamtes] euch von der Schule abgeholt?

K: Mhm.

I: Und wurde euch dabei gesagt, warum und wieso?

K: Hm (Kopfschütteln). Die haben bloß gesagt: „Ihr beide kommt jetzt mit!“

I: Wer „ihr beide“? Du und ...

K: Meine Schwester Jana. „Ihr kommt jetzt mit!“, und dann sind wir da mitgegangen.

In den beiden Zitaten wird deutlich, wie wenig Micki und Kevin auf die Trennung von ihren Eltern vorbereitet waren – sie konnten offenkundig nicht einordnen, was mit ihnen geschieht. Solche Gefühle der Ohnmacht und der Überforderung machen es vielen Kindern noch schwerer, das ohnehin schon belastende Erlebnis der Herausnahme zu bewältigen und die Jugendhilfeeinrichtung als neuen Lebensort zu akzeptieren. Genau dies – das Ankommen und das „Sich-Verorten“ in der Heimeinrichtung – ist aber notwendig, damit junge Menschen die Zeit in der stationären Betreuung für sich nutzen und sich auf die

damit verbundenen Lern- und Entwicklungsangebote einlassen können. Doch was braucht es, damit das gelingt? Welche Rahmenbedingungen unterstützen Kinder und Jugendliche auf diesem Weg?

Neben dem formalen Akt der Aufnahme, der den Beginn des Lebens in der stationären Einrichtung markiert, spielen vor allem die **Rituale und Alltagssituationen** innerhalb der jeweiligen Gruppe eine große Rolle: So erleichtern beispielsweise Begrüßungsrituale den Prozess des Einlebens und das Hineinwachsen in eine Gemeinschaft. In verschiedenen Alltagssituationen (z.B. beim Essen, beim Spielen oder beim Erledigen alltäglicher Aufgaben) klärt sich zudem, welchen Platz jemand in der Gruppe hat. Dabei ist es auf der einen Seite wichtig, dass sich die Gruppe der neu hinzukommenden Person öffnet und ihr gewissermaßen „erlaubt“, Teil der Gemeinschaft zu werden. Auf der anderen Seite muss ein junger Mensch aber auch zur betreffenden Gruppe dazugehören wollen und bereit sein, sich dort zu verorten. Es zeigt sich also:

Zugehörigkeit kann man nicht allein herstellen; vielmehr handelt es sich dabei um eine „Gemeinschaftsaufgabe“.

Wenn die Zugehörigkeit von beiden Seiten gewünscht wird und Betreute wie Fachkräfte einander aufgeschlossen und wertschätzend begegnen, kann nach und nach ein Vertrauensverhältnis zwischen allen Beteiligten entstehen. Die Jugendhilfeeinrichtung wird für die Kinder und Jugendlichen dann zu einem Ort, an dem sie sich aufgehoben und heimisch fühlen.

ZUGEHÖRIGKEIT ENTWICKELN

Inwieweit sich die betreuten jungen Menschen ihrer jeweiligen Einrichtung zugehörig fühlen, wird im Rahmen der SOS-Längsschnittstudie¹ umfassend untersucht. Dabei stellt sich zunächst einmal die Frage, was dieses Zugehörigkeitsgefühl genau ausmacht und wie es sich im Verhalten und in den Aussagen der Jugendlichen ausdrückt. Die Ergebnisse aus unseren schriftlichen Befragungen und persönlichen Gesprächen liefern dazu interessante Hinweise.



ZUGEHÖRIGKEIT

JUNGE MENSCHEN, DIE SICH DEM KINDERDORF BZW. IHRER KINDERDORFFAMILIE ODER WOHNGRUPPE **ZUGEHÖRIG FÜHLEN**,

- sehen sich als Teil einer Gemeinschaft,
- haben das Gefühl, gut in ein Netzwerk eingebunden zu sein,
- können ein Zuhause benennen,
- fühlen sich anerkannt,
- verlassen sich auf Menschen, die sie stützen.

JUNGE MENSCHEN, DIE SICH DEM KINDERDORF BZW. IHRER KINDERDORFFAMILIE ODER WOHNGRUPPE **NICHT ZUGEHÖRIG FÜHLEN**,

- haben nur wenige soziale Kontakte,
- leben eher als Einzelgänger,
- sind häufiger enttäuscht von anderen,
- haben das Gefühl, nicht wirklich Teil einer Gemeinschaft zu sein.

Ausschnitt aus einem Interview mit Max, 14 Jahre

I: Wenn dich jemand fragt, wo du zu Hause bist, was sagst du denn dann?

M: Im SOS-Kinderdorf.

I: Fühlst du dich hier zu Hause?

M: Ja.

I: Was gehört denn da dazu, zum Zuhause fühlen?

M: Da, da wo ich sicher bin, da, da wo ich Freunde hab ... Hm.

Ausschnitt aus einem Interview mit Ben, 17 Jahre

I: Würdest du sagen, dass du dich hier im Dorf zu Hause fühlst?

B: Ja. Also ich mein', ich rede auch so, als wär das hier mein Zuhause. [...] Wenn ich bei Kollegen halt bin oder irgendwie unterwegs bin, dann sag ich: „Ey, ich muss mich jetzt auf den Weg nach Hause machen.“ Weil [...] ich wohn jetzt hier ja schon fast sieben Jahre, und dann immer nur zu sagen: „Ich muss jetzt ins SOS-Kinderdorf und bald schlafen gehen“, find ich halt komisch. Also ich hab eigentlich von Anfang an gesagt: zu Hause.

I: Und fühlst du dich auch so?

B: Ja.

Ausschnitt aus einem Interview mit Juli, 17 Jahre

I: Wolltest du hierher [ins SOS-Kinderdorf]?

J: Nee. Nee. Ich verabscheue das Dorf.

I: Dann bist du schon viele Jahre eigentlich gegen deinen Willen hier.

J: Ja.

I: Gab's nie Zeiten, wo du sagst, das war okay hier?

J: Nö.

Ausschnitt aus einem Interview mit Zoe, 18 Jahre

I: Als du hierherkamst mit zehn und eigentlich gar nicht hier sein wolltest, hat dir da irgendwas geholfen die erste Zeit?

Z: Nee, ich hab mich da ziemlich zurückgezogen. Ich hab mich auf niemanden eingelassen.

I: Und wie ist das heute?

Z: Ich lass mich immer noch auf keinen ein. Das ist nicht so mein Ding.



IM ZWIESPALT – KINDERDORF VERSUS HERKUNFTSFAMILIE

Die Zitate im vorangehenden Abschnitt enthalten sehr klare Aussagen zum Thema Zugehörigkeit: So eindeutig, wie Max und Ben das Kinderdorf als ihr Zuhause sehen, so eindeutig lehnen Juli und Zoe die SOS-Einrichtung als Lebensort ab. Viele Betreute tun sich jedoch schwer, die Frage nach ihrer Zugehörigkeit in dieser Deutlichkeit zu beantworten – sie fühlen sich **hin- und hergerissen zwischen dem Kinderdorf auf der einen und ihrer Herkunftsfamilie auf der anderen Seite**. Das Kinderdorf ist für sie ein sicherer Ort, an dem ihre körperliche und seelische Unversehrtheit gewahrt wird, an dem sie einen verlässlichen, geregelten Alltag erleben und an dem sie (z.B. in Schulangelegenheiten) eine Unterstützung bekommen, die sie in ihrer leiblichen Familie so nicht erhalten hätten.

Ausschnitt aus einem Interview mit Marie, 18 Jahre

Eigentlich war es ganz okay hier [im SOS-Kinderdorf]. Es war halt einfach mal endlich Ruhe, endlich mal Frieden. Wir wurden nicht mehr geschlagen, gar nichts. Wir wurden nicht verpflichtet, irgendwie einkaufen zu gehen und so was.

Gleichzeitig spüren die Heranwachsenden aber auch, dass das Zusammenleben im Kinderdorf „nur familienähnlich“ ist – und halten an der Vorstellung von einer „normalen“ Familie fest. Obwohl viele von ihnen zu Hause

die Erfahrung von Gewalt oder Vernachlässigung machen mussten, haben sie oft den sehnlichen Wunsch, zu den eigenen Eltern zurückzukehren. Das Jugendhilfesystem sehen sie diesbezüglich eher als Hindernis oder machen es gar für die Trennung von der Herkunftsfamilie verantwortlich.

Besonders deutlich zeigt sich das Dilemma zwischen Kinderdorf und leiblicher Familie dann, wenn die Eltern mit der stationären Unterbringung ihrer Kinder nicht einverstanden sind. Häufig haben die Betreuten dann Schwierigkeiten, sich ganz auf das Leben in der Heimeinrichtung einzulassen, weil sie fürchten, ihren Eltern damit quasi in den Rücken zu fallen. Eine Entscheidung für das Kinderdorf setzen sie mit der Abkehr von ihrer Herkunftsfamilie gleich. Wie sich solche **Loyalitätskonflikte** auf die Zugehörigkeitsentwicklung auswirken, veranschaulichen die folgenden beiden Beispiele.



BEISPIELE AUS DER PRAXIS

DER FALL TIMO

Timo wird mit elf Jahren aus seiner Herkunftsfamilie herausgenommen und ins SOS-Kinderdorf gebracht. Diesen Schritt erlebt er als großen Einbruch. Er leidet unter der Trennung von seiner Mutter und kann das Kinderdorf nicht als neues Zuhause akzeptieren. Timo ist stark übergewichtig. Immer wenn er von einem Besuch bei der Mutter in die Einrichtung zurückkehrt, bringt er noch mehr Kilos auf die Waage. Die Mutter nimmt dabei nicht wahr, wie sehr ihr Sohn sich durch sein exzessives Essverhalten schadet. Um diesen Kreislauf zu durchbrechen, werden die Besuchszeiten stark eingeschränkt. Vor allem das macht Timo sehr zu schaffen. Nach einiger Zeit stabilisiert sich die Mutter jedoch und zeigt zunehmend Kooperationsbereitschaft. Zusammen mit Timo macht sie sogar ein Abnehmprogramm. Die Fachkräfte aus dem Kinderdorf registrieren diese Fortschritte, bestärken die Mutter und gehen wertschätzend mit ihr um. Die Besuchs-

regelung wird geändert: Timo darf nun alle zwei Wochen zu seiner Mutter fahren. Als er schließlich die Chance erhält, vollends in seine Herkunftsfamilie zurückzukehren, entscheidet er sich bewusst dafür, bis zum Abschluss seiner schulischen Ausbildung im Kinderdorf zu bleiben. Der Konflikt zwischen Einrichtung und Elternhaus hat sich aufgelöst. Timo hat im Kinderdorf ein zweites Zuhause gefunden.

DER FALL MARCEL

Marcel kommt – so wie Timo – mit elf Jahren ins SOS-Kinderdorf. In den jährlichen Hilfestegesprächen wird er immer wieder aufgefordert, zu entscheiden, ob er weiterhin im Kinderdorf leben oder wieder zu seiner Familie zurückkehren möchte. Seine Mutter lässt ihn mit dieser Entscheidung völlig allein; sie ist nicht bereit, zu diesem Thema Stellung zu beziehen.



Marcel fühlt sich überfordert. Sein Gefühlsleben schwankt ebenso hin und her wie sein Zugehörigkeitsempfinden: Mal sieht er sowohl die Herkunftsfamilie als auch das Kinderdorf als sein Zuhause an, mal nur die Herkunftsfamilie. Eine stabile Zugehörigkeit zu beiden Systemen entwickelt Marcel erst mit dem Entschluss, bis zum Ende seiner Ausbildung im Kinderdorf zu bleiben. Diesen Entschluss fasst er gemeinsam mit seinem Betreuer und seiner Mutter. Der Betreuer berichtet:

Ausschnitt aus einem Interview mit dem Betreuer von Marcel, 15 Jahre

Wir hatten dann Anfang Mai hier ein Gespräch mit der Mutter [...]. Und sie hat ihm ganz klar gesagt: „Du machst die Ausbildung hier am Ort des Kinderdorfs. Du kannst mich jederzeit besuchen, und ich bin nicht böse, ich bin nicht eifersüchtig auf Kai [den Betreuer], ich bin nicht eifersüchtig auf das SOS-Kinderdorf. Dort geht es dir gut.“ Und das war nochmal eine ganz klare Botschaft an Marcel, die er einfach braucht. Er braucht diese ganz klare Richtung von seiner Mutter.

Sowohl Timo als auch Marcel hatten lange Zeit mit schweren Loyalitätskonflikten zu kämpfen. Durch das intensive Bemühen der Fachkräfte, mit den Eltern zusammenzuarbeiten, konnte mittelfristig (zumindest phasenweise) eine **Erziehungspartnerschaft** entstehen. Erst nachdem die Mütter ihren Kindern „erlaubt“ hatten, im Kinderdorf ihren Lebensmittelpunkt zu haben, lockerte sich der Loyalitätskonflikt und die Jugendlichen konnten neben der Herkunftsfamilie auch die Heimeinrichtung als Zugehörigkeitsort annehmen.

ZUGEHÖRIGKEITSMUSTER

Betrachtet man die Angaben, die die Kinder und Jugendlichen im Rahmen unserer Untersuchungen zum SOS-Kinderdorf als ihrem Lebensort gemacht haben, so kristallisieren sich **fünf Gruppen mit verschiedenen Zugehörigkeitsmustern** heraus:

1. Zugehörigkeit zur Kinderdorf-familie/Wohngruppe

Zu dieser Gruppe gehören Kinder und Jugendliche, die ausschließlich oder überwiegend die Kinderdorffamilie bzw. Wohngruppe als ihr Zuhause betrachten. Dies trifft auf 24,4 % der befragten jungen Menschen zu, beispielsweise auf die 17-jährige Hannah:

Ausschnitt aus einem Interview mit Hannah, 17 Jahre

I: Und wo, würdest du sagen, ist dein Zuhause?

H: Hier [im SOS-Kinderdorf]. Auf jeden Fall, ja. Also das steht für mich fest, weil ich wohne hier, ich lebe hier und alles, bin hier aufgewachsen. [...]

I: Und hattest du mal den Wunsch, wieder zu deinem Vater zu ziehen?

H: Nee, eigentlich nicht. Also mir ging's hier immer super, deswegen. Also ich war hier immer glücklich und, ja, von Anfang an.

2. Zugehörigkeit zur Herkunftsfamilie

25,9 % der Betreuten fühlen sich ausschließlich oder überwiegend in ihrer Herkunftsfamilie zu Hause. Im folgenden Interviewausschnitt wird z.B. deutlich, dass sich die 16-jährige Laura eher zu ihrem Vater hin orientiert als zum Kinderdorf:

Ausschnitt aus einem Interview mit Laura, 16 Jahre

I: Würdest du sagen, dass die Wohngruppe dein Zuhause ist?

L: [...] Also ich habe mich hier schon eingefunden und alles. Und ich fühle mich hier auch wohl, ich habe ja auch mein Zimmer und alles. Und ich meine, nach zwei Jahren muss man sich hier langsam ein bisschen angekommen fühlen (lacht). Also, das richtige Zuhause ist es natürlich nicht.

I: Was würdest du dir da wünschen?

L: Schwierig (lacht). Am liebsten würde ich mit meinem Papa einfach alleine wohnen. Das wäre das Beste.

3. Doppelte Zugehörigkeit

28,4 % der befragten jungen Menschen verorten sich sowohl im Kinderdorf als auch in ihrer Herkunftsfamilie. Diese doppelte Zugehörigkeit geht – wie sich im weiteren Verlauf noch zeigen wird – mit den wenigsten Konflikten einher und ist eine besonders günstige Voraussetzung, um die Hilfen und Chancen, die der Aufenthalt in einer Heimeinrichtung bietet, für sich nutzen zu können.

Ausschnitt aus einem Interview mit der Betreuerin von Jimmy, 17 Jahre

Es gibt zwei Heimaten für den Jimmy. Also das ist hier, glaub ich, für ihn in Ordnung, und das ist so ein Stückchen auch Nest für den Alltag und auch Schutzraum, und es gibt aber die große Sehnsucht dann, das ist seine Familie, seine Herkunftsfamilie; und die ist für ihn, wenn er das miteinander abwägt, mindestens genauso wichtig. Ja.

4. Schwache Zugehörigkeit

In diese Kategorie fallen Jugendliche, die sich weder hier noch dort heimisch fühlen, gleichwohl aber eine schwache Zugehörigkeit zur Kinderdorffamilie bzw. Wohngruppe wie auch zur Herkunftsfamilie empfinden. 18,2 % der Betreuten können diesem Zugehörigkeitstyp zugerechnet werden.

5. Fehlende Zugehörigkeit

3,1 % der befragten jungen Menschen geben eindeutig an, weder in ihrer Herkunftsfamilie noch im Kinderdorf zu Hause zu sein.



Beim Blick auf die letzten beiden Zugehörigkeitsmuster wird klar, dass die Betreuten mit schwacher oder fehlender Zugehörigkeit insgesamt 21,3 % aller befragten Jugendlichen ausmachen. Möglicherweise gibt es für diese jungen Menschen jenseits von Herkunftsfamilie und Kinderdorf noch einen anderen Zugehörigkeitsort, beispielsweise bei Freunden oder anderen Vertrauenspersonen. Etwa ein Drittel der betreffenden Jugendlichen ist zudem 17 Jahre oder älter. In diesem Alter befinden sich Heranwachsende mitten in der Phase der Verselbstständigung: Sie lösen sich nach und nach von ihrem bisherigen familialen Umfeld ab, orientieren sich stärker nach außen und ergänzen die vorhandenen sozialen Kontakte um neue.

Bereits an dieser Stelle deutet sich an, dass Zugehörigkeit nichts Statisches ist: Nur weil ein junger Mensch eines der dargestellten Zugehörigkeitsmuster entwickelt hat, ist nicht gesagt, dass er ein für alle Mal dabei bleibt. So zeigen unsere Untersuchungen, dass sich bei vielen stationär untergebrachten Kindern und Jugendlichen der primäre Zugehörigkeitsort im Laufe der Betreuung verändert –

und zwar unabhängig davon, welches Geschlecht sie haben oder in welcher Wohnform (Kinderdorffamilie oder Wohngruppe) sie leben. Triebfeder solcher **Veränderungen** können, wie schon erwähnt, Ablösungsprozesse oder Loyalitätskonflikte sein. Aber auch Enttäuschungen in der Beziehung zur Herkunftsfamilie bzw. zu den Fachkräften, Lebensveränderungen in der Herkunftsfamilie (beispielsweise neue Partnerschaften der Eltern) oder Lebensveränderungen in der Kinderdorffamilie (z.B. das Ausscheiden der Kinderdorfmutter oder eine hohe Fluktuation bei den Betreuungspersonen) können dazu beitragen, dass sich das Zugehörigkeitsgefühl wandelt. Und nicht zuletzt scheint vor allem in Bezug auf das Kinderdorf als Lebensort auch die Zeit eine Rolle zu spielen: Unsere Studienergebnisse legen nahe, dass diejenigen Betreuten, die früh in die Einrichtung gekommen sind bzw. für längere Zeit dort bleiben, gute Chancen auf ein intensives Zugehörigkeitserleben haben. Eine **längerfristige Unterbringung** ist also wichtig, damit sich die Kinder und Jugendlichen auf das Kinderdorf einlassen können.

IMPULSE FÜR DIE PRAXIS

- Überlegen Sie (evtl. gemeinsam im Team), wo es im Verhalten und in den Äußerungen der **von Ihnen betreuten jungen Menschen** Hinweise auf deren Zugehörigkeitsgefühl gibt.

Welche Jugendlichen bezeichnen das Kinderdorf bzw. die Kinderdorffamilie oder Wohngruppe als ihr Zuhause? Welche wenden sich eher ihrer Herkunftsfamilie zu?

Wer bringt sich im Gruppenalltag bzw. bei gemeinsamen Aktivitäten besonders ein? Wer zieht sich eher zurück?

Wie sprechen die jungen Menschen über ihre leibliche Familie?

Wie verhalten sie sich nach Besuchskontakten? Finden sie sich schnell wieder in das Leben im Kinderdorf ein?

Wie viele soziale Kontakte haben die Betreuten? Gelingt es ihnen, für sich ein Netzwerk aufzubauen?

Gibt es Personen, denen sich die Jugendlichen anvertrauen? Oder sind sie schon einmal enttäuscht worden und es fällt ihnen schwer, sich anderen zu öffnen?

Welche Jugendlichen fühlen sich sowohl zum Kinderdorf als auch zu ihrer Herkunftsfamilie zugehörig?

- Anhand der nachfolgenden Reflexionsfragen können Sie auch **Ihr eigenes Zugehörigkeitsgefühl** genauer in den Blick nehmen.

Was verbinde ich mit dem Begriff „Zugehörigkeit“?

Wo fühle ich mich zu Hause? Ist das ein Ort oder sind das mehrere Orte?

Wo gehöre ich dazu?

Was brauche ich, damit ich mich an einem bestimmten Ort oder in einer bestimmten Gruppe wohlfühle? Wodurch wird das verhindert?

Wie leicht fällt es mir, soziale Kontakte zu knüpfen? Wie groß und wie tragfähig ist mein Netzwerk?

Gibt es Menschen, von denen ich mich angenommen und gestützt fühle und denen ich hundertprozentig vertraue?

Wie gehe ich damit um, wenn ich von anderen Menschen enttäuscht werde?

ZUGEHÖRIGKEIT UND BEZIEHUNG

Ob sich stationär untergebrachte junge Menschen in der Jugendhilfeeinrichtung zu Hause fühlen können, hängt wesentlich davon ab, ob es ihnen gelingt, an ihrem neuen Lebensort **vertrauensvolle Beziehungen** zu Erwachsenen und zu Gleichaltrigen herzustellen.

Betrachten wir zunächst das Verhältnis zu den **Fachkräften** in den SOS-Einrichtungen: Aus unseren Befragungen geht hervor, dass den Kindern und Jugendlichen ihre Betreuungspersonen viel bedeuten und dass sie meistens eine gute Beziehung zu ihnen entwickelt haben.

Ausschnitt aus einem Interview mit Jimmy, 17 Jahre

I: Wie ist das jetzt hier im Kinderdorf oder in deiner Kinderdorffamilie: Wer ist dir da besonders wichtig?

J: Meine Schwester. Und abgesehen von ihr halt Karin, die Betreuerin, weil die jetzt schon mit mir acht Jahre dort lebt ... Ja, ich vertrau ihr, weil das für mich, ja, wie eine Mutter ist.

Ausschnitt aus einem Interview mit Milan, 17 Jahre

I: Gab's irgendwas, was dir hier geholfen hat am Anfang? [...] Um dich hier einzugewöhnen?

M: Ja, meine Kinderdorfmutter [...], die hat mir geholfen damals. Die stand immer zu mir und so.

Ausschnitt aus einem Interview mit Lukas, 23 Jahre

[Unsere Kinderdorfmutter] hat uns [...] Kraft gegeben und hat uns auch geholfen, wenn's uns nicht gut ging. Man konnte mit ihr immer reden [...]. Ja, also meine Mutter hat mich nie enttäuscht, ich bin stolz auf sie, und ich finde auch gut, dass sie es so lang mit mir ausgehalten hat, weil ich war nicht leicht zu erziehen, sag ich mal.

Zudem kristallisiert sich heraus, dass die Qualität der Beziehung zu den Fachkräften eng mit dem Zugehörigkeitsmuster zusammenhängt: So bezeichnen vor allem diejenigen ihre Beziehung zu den Fachkräften als sehr gut, die sich ausschließlich oder über-

wiegend im Kinderdorf oder im Kinderdorf und in der Herkunftsfamilie gleichermaßen zu Hause fühlen. Anders sieht es bei denjenigen aus, die sich ausschließlich oder überwiegend in ihrer Herkunftsfamilie verorten oder nur eine schwache Zugehörigkeit zu beiden Systemen entwickelt haben: Sie bewerten ihre Beziehung zu den Fachkräften deutlich ambivalenter.

In unseren Untersuchungen haben wir die Heranwachsenden auch nach ihren Beziehungen zu den **anderen Jugendlichen** im Kinderdorf gefragt. Diese Kontakte werden größtenteils als gut beurteilt.

Ausschnitt aus einem Interview mit Jenny, 17 Jahre

Mit der Zeit werden halt auch neu aufgenommene Kinderdorfkinder meistens zu so was wie Geschwistern. Und bei mir sind es halt einfach alles Geschwister, auch wenn manche schon vorher ausgezogen sind; das sind dann halt eben große Brüder, Schwestern, die gehören einfach für mich zu meinem Leben, die sind meine Familie.

Nicht selten sehen sich die Betreuten als „Schicksalsgemeinschaft“, weil sie sehr ähnliche, belastende Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien gemacht haben. Dieses Gemeinschaftsgefühl wirkt sich auch positiv auf das Zugehörigkeitsempfinden aus. Allerdings spielen die Peerbeziehungen hierbei eine deutlich geringere Rolle als die Beziehungen zu den Fachkräften.

Am meisten Gewicht hat für die Kinder und Jugendlichen die Bindung zur **Mutter**. Ihre Bedeutung wird noch etwas höher eingeschätzt als die der Fachkräfte – und sie spiegelt sich auch in der Art, wie sich die jungen Menschen verorten: Für diejenigen, die sowohl im Kinderdorf als auch in der Herkunftsfamilie zu Hause sind, wie auch für die, die sich nur der Herkunftsfamilie zugehörig fühlen, ist die Mutter sehr wichtig. Demgegenüber gibt es bei denjenigen, die ausschließlich oder überwiegend das Kinderdorf als ihr Zuhause sehen, den höchsten Anteil an Jugendlichen, für die die Mutter keinen bzw. nur noch einen niedrigen Stellenwert hat.

ZUGEHÖRIGKEIT UND HANDLUNGSBEFÄHIGUNG

Die Zugehörigkeit ist aber nicht nur ausschlaggebend für ein gutes Aufwachsen in der Heimeinrichtung. Das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft bzw. eines stabilen sozialen Netzwerks zu sein, stärkt auch ganz allgemein das Wohlbefinden und die Lebenszufriedenheit. Darüber hinaus ist die Zugehörigkeit ein wichtiger Faktor, um **mit Zuversicht in die Zukunft schauen und Verantwortung für sich selbst übernehmen** zu können. Diese Fähigkeit, im Vertrauen auf die eigenen Potentiale das Leben in die Hand zu nehmen und nach den eigenen Vorstellungen zu führen, bezeichnen wir als **Handlungsbefähigung** (vgl. dazu ausführlicher SOS kompakt, Ausgabe 1: „Zuversicht entwickeln“, siehe Literaturverzeichnis). Die Handlungsbefähigung setzt sich aus sechs Aspekten zusammen. Einer davon ist die soziale Zugehörigkeit (siehe Schaubild rechts).

Ein Blick auf unsere Untersuchungsergebnisse zeigt: Jugendliche, die sich konstant dem Kinderdorf wie auch der Herkunftsfamilie zugehörig fühlen oder die Kinderdorf-

familie bzw. Wohngruppe als ihr Zuhause ansehen, fühlen sich wohler, sind zufriedener mit ihrem Leben und lassen eine deutlich höhere Handlungsbefähigung erkennen als Jugendliche, die ausschließlich in der Herkunftsfamilie daheim sind oder nur eine schwache Zugehörigkeit zu beiden Orten entwickelt haben. Gerade junge Menschen mit doppelter Zugehörigkeit schwanken weniger zwischen ihrer Herkunftsfamilie und dem Kinderdorf hin und her – die Frage, an welchem der beiden Orte nun eher ihr Platz ist, müssen sie sich nicht ständig stellen. Zusammengefasst kann man also sagen:

Die Zugehörigkeit ist ein wichtiger Gelingensfaktor für das Aufwachsen in der stationären Erziehungshilfe und eine Schlüsselstelle bei der Entwicklung von Handlungsbefähigung. Die besten Prognosen haben Kinder und Jugendliche, die sich sowohl der Heimeinrichtung als auch ihrer Herkunftsfamilie zugehörig fühlen.





ZUGEHÖRIGKEIT ERMÖGLICHEN

ZUGEHÖRIGKEIT ERMÖGLICHEN

Wenn sich nun also abzeichnet, dass vor allem Kinder und Jugendliche mit doppelter Zugehörigkeit von ihrem Aufenthalt in einer stationären Einrichtung profitieren, stellt sich im nächsten Schritt die Frage, wie diese Zugehörigkeit ermöglicht und gefördert werden kann.

Ein wichtiger Ansatzpunkt sind hier zum einen die **Heimeinrichtungen** selbst. So bieten beispielsweise die SOS-Kinderdörfer schon allein durch ihre Struktur einen unterstützenden Rahmen für den Aufbau eines Zugehörigkeitsgefühls:

- Die Einrichtungen sind für die Kinder und Jugendlichen ein „sicherer Ort“, an dem sie die Erfahrung von Gewaltfreiheit machen können und an dem ihre Grundbedürfnisse erfüllt werden.
- Durch die Möglichkeit einer langfristigen Unterbringung wird eine wichtige Voraussetzung dafür geschaffen, dass die Betreuten das Kinderdorf als ihr Zuhause annehmen können.
- Geschwister werden, wann immer es geht, gemeinsam untergebracht. Diese „Verstärkung“ hilft den betreffenden Kindern und Jugendlichen häufig dabei, sich auf ihren neuen Lebensort einzulassen.

- Für viele junge Menschen ist der Aufenthalt in einer stationären Einrichtung (im Vergleich zu ihrem Leben in der Herkunftsfamilie) mit verbesserten Bildungschancen verbunden. Diese Bildungsperspektive wirkt sich – wie der oben dargestellte Fall Timo zeigt – positiv auf die Zugehörigkeitskonstruktion aus.

Zum anderen können die **Fachkräfte** im pädagogischen Alltag einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung von Zugehörigkeit leisten, indem sie den ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen tragfähige Beziehungen anbieten, das Gemeinschaftserleben fördern, die jungen Menschen auch nach dem Ende der Jugendhilfe im Blick behalten und intensiv mit den Herkunftsfamilien zusammenarbeiten.

BEZIEHUNGEN ANBIETEN

Tragfähigen, emotional stabilisierenden Beziehungen zwischen Fachkräften und Betreuten kommt eine Schlüsselrolle zu, wenn es um das Gefühl der Zugehörigkeit zur jeweiligen Jugendhilfeeinrichtung geht. Solche Beziehungen sind unter anderem gekennzeichnet durch

■ **Kontinuität:**

Indem Kinder und Jugendliche Bezugspersonen haben, die kontinuierlich für sie da sind und ihnen in allen Lebenslagen beistehen, machen sie die Erfahrung von Stabilität und Verlässlichkeit.

■ **Anerkennung und Vertrauen:**

Junge Menschen brauchen Betreuerinnen und Betreuer, die sich emotional auf sie einlassen und ihnen mit einer unterstützenden, wertschätzenden Haltung begegnen. Dazu gehört, die Kinder und Jugendlichen so anzunehmen, wie sie sind, ihre Bedürfnisse zu sehen und zu respektieren, ihnen Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen und eine Vertrauensbasis aufzubauen. Wichtig ist dabei, selbst authentisch zu bleiben und das eigene (pädagogische) Handeln fortlaufend zu reflektieren.

■ **Sicherheit und Orientierung:**

Gerade für biografisch belastete junge Menschen ist es von großer Bedeutung, dass sie auch in schwierigen oder emotionsgeladenen Situationen jemanden an ihrer Seite haben, der zu ihnen hält,

sie begleitet und unterstützt – ein klares Gegenüber, das Konflikte nicht scheut, sondern konstruktiv austrägt, an dem sie sich orientieren oder von dem sie sich bewusst abgrenzen können. Gleichzeitig benötigen sie aber auch die Gewissheit, dass ihnen nichts nachgetragen wird und dass sie immer wieder die Möglichkeit haben, von vorne zu beginnen.

■ **Wahlmöglichkeiten:**

Manchmal kann es für Heranwachsende hilfreich (oder sogar nötig) sein, sich mit einem Problem nicht nur an diejenigen Personen wenden zu können, die ihnen formell zugeordnet sind, sondern innerhalb der Einrichtung auch noch andere Ansprechpartner zu haben. Indem Kinder und Jugendliche entscheiden dürfen, zu wem sie eine engere Bindung eingehen möchten und zu wem nicht, lernen sie, Beziehungen selbstbestimmt zu gestalten – eine Fähigkeit, die für ihr späteres eigenständiges Leben unverzichtbar ist.

Der Anspruch, den betreuten jungen Menschen ein möglichst verlässliches, authentisches Beziehungsangebot zu machen, ist in der Praxis nicht immer leicht zu erfüllen: Pädagogische Fachkräfte bewegen sich ständig an der Grenze zwischen professioneller Distanz und emotionaler Nähe, zwischen Fachlichkeit und authentischem Sicheinlassen, zwischen Beruflichem und Privatem. Wo diese Grenze zu ziehen ist, gilt es immer wieder zu überdenken und neu zu verhandeln. Hilfreich können dabei eine ehrliche Selbstreflexion, der regelmäßige Austausch im Team sowie Supervision sein.

GEMEINSCHAFT LEBEN

Ein guter Rahmen, um kontinuierliche Beziehungen aufzubauen, ist eine Gemeinschaft, in der die Kinder und Jugendlichen Zusammenhalt, Fürsorge und Nähe erleben. Kinderdorf-familien, Wohngruppen und ähnliche familiäre Betreuungsformen bieten hierfür ein günstiges Umfeld. Dabei ist Gemeinschaft nicht als etwas Gegebenes zu verstehen, das man einfach „konsumieren“ kann – vielmehr müssen sich Fachkräfte wie Betreute aktiv einbringen, damit echte Verbundenheit entstehen kann. Dieser Prozess wird unterstützt durch

■ Alltagsroutinen:

Indem Kinder, Jugendliche und Erwachsene Zeit miteinander verbringen und ihren Alltag – beispielsweise Mahlzeiten, Freizeitaktivitäten oder auch den Umgang untereinander – gemeinsam gestalten, wachsen sie zu einer Gemeinschaft zusammen.

■ Regeln:

Klare Regeln geben dem Zusammenleben Struktur: Sie legen fest, welches Verhalten innerhalb der Gruppe erwünscht ist und welches nicht. Das vermittelt Sicherheit und hilft den Heranwachsenden dabei, ihren Platz in der Gemeinschaft zu finden und sich mit ihr zu identifizieren.

■ Fürsorge:

Eine Gemeinschaft zu sein, heißt auch, sich füreinander zuständig zu fühlen. Innerhalb eines Gruppenverbandes können junge Menschen lernen, Verantwortung für andere zu übernehmen und sich gegenseitig zu unterstützen.

■ Gemeinschaftserlebnisse:

Gemeinsame Unternehmungen, Reisen, Feste und Rituale stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl.

■ Beteiligung:

Beteiligung ist das Fundament gelebter Gemeinschaft. Für die Kinder und Jugendlichen bedeutet das, dass sie in ihren persönlichen Belangen (Zimmergestaltung, Freizeit, Freunde usw.) ebenso mitentscheiden können wie in Angelegenheiten der Gruppe (z.B. Alltagsorganisation, Gruppenregeln) und der ganzen Einrichtung (Beschwerdverfahren, Vertretungsorgane u. Ä.).

Ziel von alledem ist es, den betreuten jungen Menschen einen Zugehörigkeitsort zu bieten, an dem sie lernen, sich im sozialen Miteinander zu bewegen, an dem sie sich also (ganz im Sinne von § 1 SGB VIII) zu „gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten“ entwickeln können. Diese Gemeinschaftsfähigkeit ist eine der Schlüsselkompetenzen für ein gelingendes selbstständiges Leben.

Bei allem Bemühen um Zusammengehörigkeit und Verbundenheit darf allerdings nicht aus dem Blick geraten, dass Heranwachsende neben der Sozialisation innerhalb der Gruppe noch weitere zentrale Entwicklungsaufgaben zu bewältigen haben: Sie müssen allem voran lernen, eigenver-

antwortlich zu handeln. Daraus ergibt sich für pädagogische Fachkräfte eine doppelte Herausforderung: Einerseits verlangt ihnen das (oft jahrelange) enge Zusammenleben mit den Jugendlichen hohes emotionales und persönliches Engagement ab. Andererseits müssen sie den Betreuten aber auch zum richtigen Zeitpunkt – beispielsweise in der Pubertät oder im Hinblick auf das Hilfenende – die nötige Abnabelung und die Übernahme von mehr Eigenverantwortung zugestehen. Denn nur wenn soziales Eingebundensein und eine eigenständige Beziehungsgestaltung gleichermaßen möglich werden, können Jugendliche vom Gemeinschaftserleben in einem familialen Umfeld profitieren.





IMPULSE FÜR DIE PRAXIS

Wie wird in Ihrer Einrichtung bzw. Gruppe Gemeinschaft gelebt? Setzen Sie sich im Team zusammen und beantworten Sie gemeinsam die nachfolgenden Reflexionsfragen:

- Wie gestalten wir unser alltägliches Zusammenleben? Welche festen Abläufe oder Rituale gibt es?
- Wie verhandeln wir, was in der Freizeit gemeinsam unternommen wird?
- Wofür gelten klare Regeln und Vereinbarungen? Wie konsequent werden sie eingehalten?
- Worauf legen wir im Umgang miteinander Wert? Wie vermitteln wir uns gegenseitig Respekt und Anerkennung?
- Wie gut gelingt es uns, die Bedürfnisse der anderen Gruppenmitglieder wahrzunehmen und uns gegenseitig zu unterstützen? Wo fühlen wir uns füreinander verantwortlich?
- Was schweißt uns zusammen und stärkt unser Zusammengehörigkeitsgefühl?
- An welchen Entscheidungen können sich die betreuten Kinder und Jugendlichen aktiv beteiligen? Inwieweit machen sie von ihrem Mitspracherecht Gebrauch?

„HILFEN DANACH“ GESTALTEN

Wenn es gelingt, zu stationär betreuten Kindern und Jugendlichen tragfähige Beziehungen aufzubauen und ihnen das Aufwachsen in einer familialen Gemeinschaft zu ermöglichen, haben sie gute Chancen, sich an ihrem neuen Lebensort zugehörig, sicher und geborgen zu fühlen. Nicht selten steht diesem Empfinden von sozialer Zugehörigkeit und enger Beziehung aber die Ungewissheit gegenüber, wie lange der Aufenthalt in der Heimeinrichtung dauern wird. Daher ist es eine wichtige pädagogische Aufgabe, diese Ungewissheit weitestgehend zu begrenzen und für **Transparenz** in Bezug auf die Zukunft zu sorgen. Dazu gehört, die Kinder und Jugendlichen über Vorgänge, die sie betreffen, zu informieren, sie in wichtige Entscheidungsprozesse einzubinden und so weit wie möglich am Hilfeplanverfahren zu beteiligen.

Häufig fällt es den jungen Menschen schwer, sich auf die Gemeinschaft und das Beziehungsangebot in ihrer Gruppe einzulassen, weil sie gleichzeitig wissen, dass diese Form des Zusammenlebens von begrenzter Dauer ist: Die meisten werden bereits mit Erreichen der Volljährigkeit aus der Jugendhilfe entlassen und haben – im Unterschied zu Gleichaltrigen, die in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen – in der Regel keine Möglich-

keit, länger in der Einrichtung wohnen zu bleiben oder jederzeit dorthin zurückzukehren.

Damit es den Heranwachsenden trotzdem gelingt, Zugehörigkeit zu entwickeln und zuversichtlich in die Zukunft zu schauen, brauchen sie die Gewissheit, dass ihnen die Bezugspersonen aus ihrer Zeit in der Kinder- und Jugendhilfe auch nach dem Auszug nicht verloren gehen, dass sie weiterhin ansprechbar sind, ihnen verlässlich Rückhalt geben und sie auffangen, wenn es Rückschläge zu verkraften gibt. Es lohnt sich also, immer wieder nach Wegen zu suchen, wie solche „**Hilfen danach**“ gestaltet und an die Situation bzw. die individuellen Bedürfnisse der Jugendlichen angepasst werden können.

In vielen Einrichtungen gibt es hierzu gezielte, strukturell verankerte Angebote wie Selbstständigkeitsgruppen, betreutes Wohnen, offene Treffs, Beratung und Begleitung (z. B. bei Behördengängen). Aber auch auf der informellen Ebene ist es für die Ehemaligen wichtig, in der Jugendhilfeeinrichtung – und hier vor allem bei den ihnen vertrauten Menschen – weiterhin eine Anlaufstelle zu haben, an die sie sich wenden können, wenn sie in eine Krise geraten, fachlichen Rat oder emotionale Unterstützung brauchen.



Auf diese Art und Weise kann sich die enge Zugehörigkeit zum ehemaligen Lebensort in ein altersgerechtes Gefühl der Verbundenheit wandeln, das längerfristig bestehen bleibt.

In welchem Umfang sich all dies verwirklichen lässt, hängt von den konkreten institutionellen Angeboten und nicht zuletzt von der individuellen Bereitschaft und dem persönlichen Engagement der jeweiligen Fachkräfte ab. Auch hier ist es notwendig, die Grenze zwischen Beruflichem und Privatem stets im Blick zu behalten.

IMPULSE FÜR DIE PRAXIS

Überlegen Sie anhand der folgenden Reflektionsfragen, wie die „Hilfen danach“ in Ihrer Einrichtung verstanden und gestaltet werden.

- Inwieweit fühlen wir uns als Einrichtung für das Wohlergehen der Jugendlichen nach dem Auszug verantwortlich?
- Schöpfen wir die gesetzlichen Möglichkeiten, Hilfen auch über das 18. Lebensjahr hinaus zu gewähren, genügend aus?
- Gibt es in unserer Einrichtung standardisierte Verfahren oder Programme zur Verselbstständigung und zur Nachbetreuung? Oder wird das als individuelle Aufgabe der Fachkräfte angesehen?
- Wie vermitteln wir den Ehemaligen, dass sie sich auch nach dem Auszug bei Schwierigkeiten an uns wenden können und hier Unterstützung finden? Inwieweit bemühen wir uns um einen regelmäßigen Kontakt zu ihnen?
- Wie lässt sich im Rahmen der Nachbetreuung die Balance zwischen Professionalität und persönlichem Sicheinlassen halten?



MIT DER HERKUNFTSFAMILIE ZUSAMMENARBEITEN

Da für fremduntergebrachte Kinder und Jugendliche insbesondere die Beziehung zu ihrer Mutter von großer Bedeutung ist (vgl. Seite 21), liegt es nahe, dass die Herkunftsfamilien der Betreuten in Bezug auf das Zugehörigkeitsgefühl eine zentrale Rolle spielen. Damit sich die jungen Menschen auf die Heimeinrichtung als neuen Lebensort einlassen können, ist es entscheidend, dass ihre leiblichen Eltern ihnen dies auch zugestehen. Wie sich Loyalitätskonflikte abmildern lassen und eine doppelte Zugehörigkeit entstehen kann, zeigen beispielsweise die Fälle von Timo und Marcel (siehe Seite 14 f.). Um solch eine positive Entwicklung zu ermöglichen, braucht es von beiden Seiten – von der

Herkunftsfamilie wie von den Fachkräften – den Willen zu einer engen Zusammenarbeit zum Wohl des Kindes. Allerdings kann es mitunter schwierig sein, die Eltern für diese Aufgabe zu gewinnen. Umso wichtiger ist es, dass Pädagoginnen und Pädagogen sich ihnen immer wieder bewusst zuwenden und ein tatkräftiges gemeinsames Engagement anstreben.

Voraussetzung für den Aufbau eines vertrauensvollen Kontakts ist zunächst einmal eine **wertschätzende, ressourcenorientierte Haltung**. Fachkräfte, die über eine solche Haltung verfügen,

- respektieren die leiblichen Eltern als selbstbestimmte Personen mit ihren individuellen Lebensentwürfen,
- können dabei klar trennen zwischen der Ablehnung bestimmter Verhaltensweisen (die schädlich für das Kind waren bzw. sind) und einer grundsätzlichen Achtung ihres Gegenübers,
- akzeptieren Ambivalenz, Misstrauen und Widerstand als normale Reaktionen: Familien, die erzieherische Hilfen erhalten, haben häufig Erfahrungen der Ausgrenzung, der Abwertung und der Stigmatisierung gemacht und stehen Institutionen und Fachkräften oft skeptisch gegenüber. Diese negativen Gefühle gilt es zuzulassen, ohne sie auf sich zu beziehen,
- richten das Augenmerk nicht auf die Defizite, sondern auf die Kompetenzen der Eltern und trauen ihnen zu, sich neu zu orientieren,
- sehen die Eltern als Erziehungspartner und nehmen sie ernst,
- erkennen an, dass die Beziehung der Kinder zu ihren Eltern ein wichtiger Teil ihrer Biografie ist.

Um dies leisten zu können, benötigen Fachkräfte ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen und Selbstregulation sowie die Fähigkeit, ihre eigenen Ansichten und Vorurteile zu hinterfragen. Auf der praktischen Ebene geht es vor allem darum, für einen respektvollen Umgang und eine **gute Zusammenarbeit** mit der Herkunftsfamilie zu sorgen. Dazu gehört,

- präsent zu sein,
- sich ausführlich über die Herkunftsfamilien der Betreuten zu informieren, die Einstellungen und Sichtweisen der Eltern zu kennen und gegenseitige Erwartungen zu klären,
- freundlich auf die Eltern zuzugehen und in einer verständlichen Sprache mit ihnen zu sprechen,
- ihnen die Abläufe und Rollen im Hilfesystem zu erläutern (Wer ist an welchen Prozessen beteiligt? Wie läuft die Planung ab? Wer trifft welche Entscheidung? Welche Ansprechpartner gibt es? Wo können bzw. sollen sich die Eltern aktiv einbringen?),
- die eigene Fachkenntnis behutsam einzusetzen und die Eltern nicht zu bevorzugen,

- Konflikte angemessen anzusprechen, gleichzeitig aber auch Verständnis für die schwierige Situation der Eltern zu zeigen,

- die Eltern in allen Phasen des Hilfeplanprozesses umfassend (und nicht nur formal) zu beteiligen, sie zum Mitdenken anzuregen und bei Entscheidungen bzw. Zielformulierungen einzubeziehen,

- die Eltern zu motivieren und in ihrer Selbstwirksamkeit zu stärken,

- Zuständigkeitswechsel zu vermeiden und so eine kontinuierliche Elternarbeit sicherzustellen.

Einen solchen partnerschaftlichen Umgang zwischen Fachkräften und Herkunftsfamilie sollten die betreuten Kinder und Jugendlichen konkret in ihrem Alltag erleben können. Er trägt dazu bei, dass den jungen Menschen der Spagat zwischen leiblicher Familie und Jugendhilfeeinrichtung besser gelingt, dass sie sich hier wie dort zugehörig fühlen und dass sie ihre Beziehungen zu beiden Seiten so gestalten können, wie es für sie stimmig ist. Intensive Elternarbeit kann damit als Schlüsselfaktor für eine erfolgreiche Fremdunterbringung gelten.





IMPULSE FÜR DIE PRAXIS

Mithilfe der nachfolgenden Reflexionsfragen können Sie einen genaueren Blick auf die Zusammenarbeit mit den Eltern der von Ihnen betreuten jungen Menschen werfen.

- Wie viel weiß ich über die Herkunftsfamilien der Kinder und Jugendlichen? Was sagt mir dieses Wissen über das Selbstverständnis und über mögliche Verhaltensweisen der Familienmitglieder?
- Wie gelingt es mir, die Eltern als Personen zu respektieren, auch wenn sie dem betreffenden Kind bzw. Jugendlichen Schaden zugefügt haben? Wie gehe ich an dieser Stelle mit meinen eigenen Emotionen um?
- Ist mein Blick auf die Herkunftsfamilien ressourcen- oder eher defizitorientiert? Wie kann ich mein Augenmerk noch mehr auf die Potentiale der Eltern richten und sie ermutigen, diese zu nutzen?
- Wie häufig bin ich mit den Herkunftsfamilien im Kontakt? Wie ist der Umgangston zwischen uns (auch in Konfliktsituationen)? Wie kann ich wichtige Inhalte und Vorgaben so formulieren, dass sich die Eltern nicht bevormundet oder überrumpelt fühlen?
- Wie gehe ich damit um, wenn Eltern sich (zunächst) nicht auf meine Unterstützungsangebote einlassen wollen oder sogar ablehnend reagieren?
- Wie gut sind die Eltern informiert und in den Prozess des Hilfeplanverfahrens eingebunden? Wo können sie mitsprechen? Gelingt es uns, gemeinsam an einem Strang zu ziehen?
- Sehe ich die Herkunftsfamilie und die Heimeinrichtung als streng voneinander abgegrenzte Systeme oder gibt es Bereiche, in denen sie ineinandergreifen? Wo liegen diese Bereiche und wie kann man sie gestalten? Welche Erfahrungen habe ich beim Zusammentreffen beider Seiten gemacht?

ANMERKUNG

1

Die „SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit“ befasst sich mit dem Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung sowie mit ihrem Übergang in die Selbstständigkeit. Dabei nimmt sie auch den weiteren Werdegang von ehemaligen SOS-Betreuten in den Blick. Zu diesem Zweck werden in regelmäßig wiederkehrenden Befragungen Daten zu verschiedenen Themen erhoben. Eine besondere Rolle spielt dabei die Handlungs-

befähigung als wichtige Ressource für eine eigenständige Lebensführung. Die SOS-Längsschnittstudie wird vom Sozialpädagogischen Institut (SPI) des SOS-Kinderdorf e.V. und vom Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) durchgeführt. Weitere Informationen finden sich unter www.sos-kinderdorf.de/paedagogik, Menüpunkt „Praxisforschung“.

MATERIAL UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Zum Thema Handlungsbefähigung und Zugehörigkeit:

Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.) (2017). Zuversicht entwickeln. SOS kompakt, Praxiswissen zur Handlungsbefähigung, Heft 1. München: Eigenverlag. Verfügbar unter www.sos-kinderdorf.de/paedagogik/publikationen.

Höfer, Renate, Sievi, Ylva, Straus, Florian & Teuber, Kristin (2017). Verwirklichungschance SOS-Kinderdorf. Handlungsbefähigung und Wege in die Selbstständigkeit. Herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Straus, Florian & Höfer, Renate (2017). Handlungsbefähigung und Zugehörigkeit junger Menschen. Ergebnisse aus einer Längsschnittstudie in SOS-Kinderdörfern. Herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. Thema 1 der SPI-Schriftenreihe. München: Eigenverlag. Verfügbar unter www.sos-kinderdorf.de/paedagogik/publikationen.

Informationen und Materialien zur SOS-Längsschnittstudie finden sich in der Wissensbörse des Ressorts Pädagogik unter <http://mediawiki.sos-kinderdorf.de/mediawiki/>, Menüpunkt „Praxisforschung“.

Zum Thema Beziehung:

SOS-Kinderdorf e.V. (2015). Tragfähige Beziehungen mit psychisch belasteten Kindern und Jugendlichen professionell gestalten. Interview mit Claudia Braß-Wissink. www.sos-kinderdorf.de/paedagogik, Menüpunkt „Fachthemen“.

Zur Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem:

SOS-Kinderdorf e.V. (2015). Qualitätsstandard Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem. Leitlinie mit Rahmenvorgabe. Herausgegeben vom SOS-Kinderdorf e.V., Ressort Pädagogik. München: Eigenverlag. Verfügbar über die Wissensbörse des Ressorts Pädagogik unter <http://mediawiki.sos-kinderdorf.de/mediawiki/>, Menüpunkt „Fachthemen“.

Helming, Elisabeth (2017). Konstruktiv mit Eltern kooperieren: eine Herausforderung für Fachkräfte der erzieherischen Hilfen. In: Forum Erziehungshilfen 4, S. 196–201.



IMPRESSUM

HERAUSGEBER

SOS-Kinderdorf e.V.
Ressort Pädagogik
Sozialpädagogisches Institut (SPI)
Renatastraße 77
80639 München
Telefon 089 12606-432
Telefax 089 12606-433
info.spi@sos-kinderdorf.de
www.sos-kinderdorf.de/paedagogik

TEXT UND REDAKTION

Dr. Caroline Kaufmann, SPI

FOTOS

Shutterstock.com

KONZEPT UND REALISATION

ADDICTED Creative Services GmbH
www.ad-addicted.net

DRUCK

Kriechbaumer Druck GmbH & Co. KG, München

ISSN (Print) 2568-8278
ISSN (Online) 2568-9282

© 2018 SOS-Kinderdorf e.V., München. Alle Rechte sind vorbehalten.
Speicherung, Vervielfältigung, Reproduktion sowie Aufnahme in elektronische
Medien bedürfen der ausdrücklichen Erlaubnis des SOS-Kinderdorf e.V.

ISSN (Print) 2568-8278
ISSN (Online) 2568-9282

